

Christus Jesus, der als solcher doppelt bezeugt wird vom Alten und vom Neuen Testament. Nach dieser Bezeugung ist er ein geschichtliches Ereignis, das einmal und damals ein für allemal geschehen ist: Es ist als solches der Ursprung und das Ziel aller Geschichte, der Mittelpunkt des Kreises.“¹

Seubert überrascht mit der Aussage, die christliche Botschaft sei im besten und tiefsten Sinne selbst Entmythologisierung. Dass Gott in die Geschichte eintritt, sei der Kern des christlichen Glaubens. Zentrale Aufgabe der christlichen Gemeinde sei die Scheidung (griechisch: Diakrisis!) der Geister aus einem Geist der Wahrheit heraus. Was geschieht, wenn Salz und Licht ihre Berufung und Substanz verloren haben, sehe man am Kirchentag; auch Freikirchen holten die Angleichungen an die Zeitgeister mit Verzögerung nach.

Die Heilige Schrift ist für Seubert der Glutkern des christlichen Glaubens. Das Verhältnis der beiden Testamente sieht er, wie Kilchör, nicht nur in Verheißung und Erfüllung. Noah-Bund, Abrahambund, Sinaibund und zahlreiche Verfehlungen großer Vätergestalten des Alten Testaments zeigen Gottes Treue. Gott ist der eigentliche König Israels, denn die weltlichen Könige unterstehen als Sachwalter der Tora. Die vollmächtige Verkündigung der Propheten ist keine neue Lehre aus zeitlicher Erkenntnis, sondern das dauerhaft ewige Wort. Christen können die Gnade in Jesus Christus nur richtig ermessen, wenn sie Gottes Ordnungen betrachten.

Seubert erklärt die Mitte der Zeit wie folgt: Die Mitte der Weltgeschichte ist die

Heilsgeschichte. Zentrum und Schlüssel der Heilsgeschichte ist Jesus Christus. Die Mitte der Zeit verdichtet sich im Mysterium der drei Tage: Tod am Kreuz – Gottesferne – Auferstehung. In Jesu Wirken, Sterben, Auferstehung und in seinem Wort wird die Mitte der Zeit sichtbar. Die Perspektive der in Christus gesetzten Mitte der Zeit vollendet sich in der Apokalypse des Johannes, die den Bogen zurück schlägt zur Schöpfung und die Neuschöpfung von Himmel und Erde verheißt.

An dieser Stelle kommt Seubert auf die historisch-kritische Methode zu sprechen und weicht in seiner Beurteilung derselben deutlich von Vischer ab. Dieser hatte derartige Erkenntnisse zwar für „immer nur relativ“ erklärt, sah sich jedoch verpflichtet, sie, soweit sie ihm überzeugend erschienen, in ihrer Relativität ernst zu nehmen.² In seiner Auslegung des Buches Josua macht Vischer dann auch offen Gebrauch z. B. von der Quellenscheidung. Seubert bezeichnet dagegen die historisch-kritische Methode als „dem Wort Gottes zutiefst unangemessen“ (S. 56): historische Konstrukte würden das Wort nur verdunkeln.

Als Konsequenz aus seinen Ausführungen für das Leben der Christen fordert Seubert dazu auf, das Warten auf den Wiederkommenden Herrn eng mit dem Aufrechterhalten der von Gott gewollten Ordnung zu verbinden. Diese werde bei Jesu Wiederkunft zwar hinfällig, diene aber so lange dazu, den aufkommenden Antichrist abzuhalten.

Eine Predigt von Andreas Späth zum ersten Gebot rundet das Buch ab. Am Sinai bezeichnete Gott sich selbst als „dein Gott“, ein Zusage,

den auch wir ganz persönlich annehmen dürfen. Er hat uns aus Ägyptenland befreit, hat also für uns bereits Großes getan; jeder kann selbst für „Ägyptenland“ ungute Bindungen einsetzen, aus denen Gott ihn freigemacht hat. Nun will Gott aber auch unser Herr sein, was, positiv betrachtet, Schutz für uns bedeutet: Wir

gehören zu ihm, dürfen alle anderen Ansprüche zurückweisen, allein ihm vertrauen.

Mit den drei Vorträgen und der Predigt hat der Leser eine anregende, inspirierende Lektüre vor sich. Überraschungen sind garantiert, weil die Autoren Bekanntes unter ungewohntem Blickwinkel betrachten und in neuem Licht erscheinen lassen.

Benjamin Kilchör – Harald Seubert. Andreas Späth (Hrsg.) „Und es geschah eine Stimme aus der Wolke...“ – Das Christuszeugnis des Alten Testaments. Ansbach (Logos Editions) 2019. 72 Seiten, Pb., ISBN 978-3-945-818-176, 6,90 Euro, ab 3 Ex. 6,00 Euro, ab 5 Ex. 5,50 Euro, ab 10 Ex. 5,00 Euro.



Rezension

Thomas A. Seidel und Ulrich Schacht (Hg.): „Würde oder Willkür. Theologische und philosophische Voraussetzungen des Grundgesetzes“

Harald Seubert

In einer Zeit, in der Rechtsstaatlichkeit und die Verfassungsordnung des Grundgesetzes, als Ordnung der Freiheit aus christlichen Ursprung, durch vielfache Ideologien und Interessen überlagert zu werden drohen, kommt dieser gedankenreiche, vielfach überraschende und spannende Sammelband des evangelischen St. Georgs-Ordens in Erfurt genau zur richtigen Zeit. Man muss wissen, dass der Orden eine Gründung aus den besten Traditionen der Bürgerbewegung der einstigen DDR ist. Er wurde lange Zeit kraftvoll von dem 2018 verstorbenen Schriftsteller und Theologen Ulrich Schacht als Großkomtur geleitet¹. Hochkarätige Tagungen, das gemeinsame geistliche Leben mit der Deutschen Messe und den Stundengebeten

standen im Zentrum jeder der Begegnungen. Reflexion und Feier ergänzten sich und sicherten dieser Gemeinschaft bald über ihre Mitglieder hinaus hohe Beachtung. Sie beruft sich bis heute zu Recht gleichermaßen auf Luther und Bonhoeffer.

Der dritte Band ihrer Schriftenreihe, der Georgiana, steht erstmals unter der hauptsächlichen Verantwortung des neuen Komturs und langjährigen Spirituals, des Erfurter Theologen und Historikers Thomas A. Seidel, der mit Feingefühl den Stab übernommen hat. Der Band ist gut komponiert und geht weit über die üblichen Buchbindersynthesen hinaus. Nüchternheit ergänzt sich in den Beiträgen mit

¹ Vischer, a. a. O. Band 1, S. 15
² Vischer, a. a. O. Band 2, S. 25

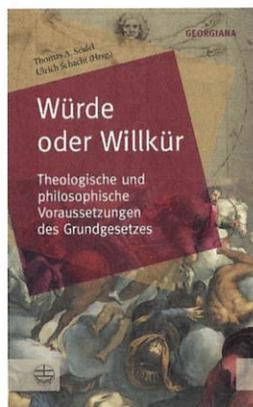
¹ siehe Nachruf Diakrisis 2018/3

Leidenschaft. Am Anfang steht die „Politische und theologische Analyse“.

Heinrich Oberreuter, einer der wichtigsten Politikwissenschaftler der Gegenwart und langjähriger Direktor der Akademie für Politische Bildung in Tutzing, legt in seinem Einleitungssessay souverän Grundlinien abendländischer Verfassungsgeschichte dar, wobei er den modernen Konstitutionalismus und die deutschen Sonderwege besonders würdigt. Die „Kopernikanische Wende“ zu einer wertegebundenen Ordnung vollziehe sich in Deutschland konsequent erst mit dem Grundgesetz als Gegenkonzeption zum NS-Staat und als Lehre aus dem Scheitern der Weimarer Republik. Diese Sittlichkeitsordnung wäre ohne den Gottesbezug nicht denkbar. Ergänzend zu Oberreuter beleuchtet der emeritierte Tübinger Systematiker Wilfried Härle aus theologischer Sicht den Zusammenhang von „Imago Dei“ und Rechtsstaatlichkeit. Härle thematisiert umsichtig, dass Menschenwürde sowohl eine ethische wie auch eine rechtliche Kategorie ist. Als solche firmiert sie vor dem Hintergrund der lutherischen Zwei-Regimenter-Lehre als „Schutzwall“ gegen potenziellen Missbrauch des staatlichen Gewaltmonopols. Gefahren eines derartigen Missbrauchs liegt Härle zufolge in hohem Grad auch dann vor, wenn der Rechtsstaat mit ideologiestaatlichen Elementen durchsetzt wird.

Mutig und klar weist der evangelische Pfarrer Friedemann Richert, der in seinen letzten Lebensjahren ein wichtiger Weggefährte des unvergessenen Robert Spaemann war,

unter der schönen Überschrift „Ein Lob auf das Grundgesetz“ in eine ähnliche Richtung. Richerts Beitrag fordert wohlwogen das „notwendige Ende des Kirchenasyls“, und er verpflichtet alle politischen Parteien auf die Verteidigung des Rechtsstaates. Dies verlangt, wie Richert mit dem Althistoriker Egon Flaig feststellt, dass „alle Maximen, alle Gründe für das Handeln [...] in der Öffentlichkeit darzulegen“ sind.



Der Symbolsprache und damit dem kulturellen Hintergrund der freiheitlichen Rechtsordnung gilt die zweite Abteilung des Bandes: Der ehemalige Verfassungsrichter Udo di Fabio reflektiert anregend über die Spannungen zwischen einer globalen Wirtschaft und den partikularen staatlichen Rechtsordnungen. Di Fabio schließt mit der beherzigenswerten Maxime, es gehe darum, „eine klare normative Orientierung zu gewinnen, damit wir in einer unübersichtlicher werdenden Welt nicht unbeabsichtigt etwas zerstören, von dem wir abhängen“.

Wie real diese Gefahr auch kirchlicherseits durch überzogene Hypermoral ist, zeigt Benjamin Hasselhorn in seinen Reflexionen über das politische Mandat des Christen. Zu Recht warnt er davor, parteipolitische Aussagen von hochrangigen Kirchenvertretern mit dem Epitheton der „prophetischen Dimension“ zu bedenken. Dergleichen sei „überaus gefährlich“.

Der Herausgeber Thomas Seidel widmet sich in einem fast schon enzyklopädischen Essay der Signatur des Kreuzes, das, wie er betont, bis heute beides ist, kulturelles Zeichen und

Glaubenssymbol, Zeichen eines Glaubens, der die Weisheit der Welt zur Torheit macht, und Fanal des Sieges Gottes über die Mächte dieser Welt. Komplementär zur Theologia crucis stehen die österlichen Kreuzesdarstellungen in der äthiopischen und koptischen Kirche. Mit dem auferstandenen Christus wird das neue, unzerstörbare ewige Leben gefeiert. Das Kreuz ist nach Seidel ein komplexes, facettenreiches Sinnbild, das aus der Aufgabe, Europa eine Seele zu geben, eine gemeinsame tragfähige Identität, nicht weggedacht werden kann. Zu Recht erinnert Seidel daran, dass der noch immer, zumindest latent, christlich bestimmte Westen für die islamistischen Ideologie des IS als „Nation des Kreuzes“ gilt.

Eine letzte Abteilung des Bandes eröffnet „vergleichende Perspektiven“ und komplementäre Blicke zu der eher lutherisch auf die Zwei-Reiche-Lehre bezogenen Zentralperspektive des Bandes.

Der französische Publizist Thibaut de Champris blickt vom französischen laizistischen Horizont aus auf das Grundgesetz. Andererseits wird in drei Aufsätzen Russland in den Blick genommen. Es ist sehr gut, dass Ulrich Schacht, der Russland vielfach verbunden war, mit einem brillanten Reiseessay „Rückkehr zur Ikone“ vertreten ist: Schacht spricht sympathisch

und mit kraftvollen Worten von der „Wiederauferstehung der Russisch-Orthodoxen Kirche“. Darauf gibt Alexander Kyrleschew eine kritische Resonanz, die auch die ungeklärten und problematischen Seiten des Verständnisses von Nation und Religion im heutigen Russland reflektiert. Kyrleschew plädiert mit Besonnenheit für einen Weg Russlands zwischen moderneabweisendem Traditionalismus und Säkularismus. So äußert er die Hoffnung auf eine christliche Soziallehre der Russischen Kirche, die eine Eigenständigkeit im Putin-Staat bewährt und zugleich theologischen Charakter hat. Diese Hoffnung gilt einer unübersichtlichen, aber keineswegs verzweifelten „post-säkularen Situation“.

Ulrich Schacht ist in diesem Band noch einmal gegenwärtig. In seiner Leidenschaft, Kraft und Inspiration, aber auch der lyrischen Feinfühligkeit und frommen Zartheit hinter der massiven Präsenz wird er von dem langjährigen Herausgeber der Zeitschrift „Sinn und Form“ Sebastian Keinschmidt unter dem Titel „Frei und furchtlos“ treffend porträtiert. Dass dabei das Grundwort „Licht“ eine zentrale Rolle spielt, passt trefflich zu Ulrich Schacht – und zu diesem Sammelband, der das Licht der Freiheit eines Christenmenschen neu zum Leuchten bringt.

Thomas A. Seidel und Ulrich Schacht (Hg.): „Würde oder Willkür. Theologische und philosophische Voraussetzungen des Grundgesetzes“. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2019, 280 Seiten, ISBN 978-3-374-05607-1, 20,00 Euro.